

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 52

Artikel: Zur heiligen Zeit

Autor: Correvon, Hedwig

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646271>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Bote lehnt schwer gegen einen Pfosten. Der Jammer seines Amtes würgt ihn in seiner Kehle, brennt und fiebert in seinem Hirn.

„Bin ich ein Hund, ein Untier, ein Scheusal, daß man mir dieses Amt aufgebürdet hat? . . . Des Kaisers Dienst! . . . des Kaisers Dienst!“

Er rennt hinaus in den Schnee und in die Nacht. Und plötzlich packt er die Pakete und die ganze Post und schmeißt sie hin auf die Straße und zerstampft und zertritt sie und schreit durch die einsame Dorfgasse: „Ein Hund, ein Untier! Ich bin kein Hund! Wenn der Kaiser die Pakete bestellt haben will, so mag er's selber tun.“

Den Postboten hat seither keiner mehr gesehen.

Der einsame Wanderer ist am Flusse stehen geblieben, an den Stamm einer mächtigen Ulme gelehnt. Noch läuten die Glocken drüben in der fernen Stadt.

Friede auf Erden?

Der Einsame verhüllt sein Gesicht und weint.

— Zur heiligen Zeit. —

(Gespenstergeschichten aus Bern.)

Zur heiligen Zeit war es, da stieg ein junger Geistlicher im Münster auf die Kanzel, um das heilige Wort zu verkünden. Andachtvoll lauschte die Menge seinen Reden, denn es war ein neuer Geist, der aus ihnen floß, der Geist der freien Anschauung, der sich über die Schranken des bis heute Geltenden hinwegsetzte. Da wurde der Prediger plötzlich stumm. Die Knie fingen ihm an zu wanken. Seine Augen vergrößerten sich in maßlosem Schrecken und keinen Ton brachten seine blassen, trockenen Lippen mehr vor. Was war geschehen? Man führte den Mann von der Kanzel, man floßte ihm in der Sakristei stärenden Wein ein. Darauf bestieg er wieder die Kanzelstufen. Raum aber hatte sich sein Mund geöffnet, um die heiligen Worte weiter zu verkünden, da wurde er wieder von namenlosem Schrecken gepackt. Nur ihm ersichtlich, tauchte hinter ihm auf der Kanzel eine hohe, schwarze Gestalt auf und legte ihm mahnend, schwer, die Hand auf die Schulter. Sein Vorgänger im Amte war es, den der Tod erst kürzlich seiner Gemeinde entrissen. Hatte den Toten der Geist der neuen Weltanschauung, die von seinem Platze aus verkündet wurde, aus seiner Ruhe aufgeschreckt?

In den heiligen Tagen war es auch, vor alter Zeit, da langte nach beschwerlicher Tageswanderung ein junger Pfarrhelfer in Bern an. Und da es Abend war und er seine Reise ins Oberland erst andern Tages fortsetzen konnte, quartierte man ihn in das Stübchen des Münsters ein, dessen Fenster gegen die Plattform hinausschaut. Es war eine Mondnacht. Voll fiel das weiße Licht durch die Gitter des Fensters. Da, gegen Mitternacht, war dem Schlafenden, als würde draußen etwas vor sich gehen. Er erhob sich und drückte sein Gesicht an die Fenstergitter an. Und da sah er, wie vier Geistliche im Ornat ernst, gemessenen Schrittes sich unter den Bäumen der Plattform ergingen. In einem Abstand folgten ihnen vier Klosterschwestern. Ernstige Fragen mußten es sein, die die geistlichen Herren beschäftigten, denn von Zeit zu Zeit blieben sie, heftig gestikulierend die einen, nachdenklich die Hände auf den Rücken gelegt die andern, stehen. Kein Blatt am Baume bewegte sich und kein Stein rührte sich unter dem Fuß der Dahinschreitenden. Auch kein Ton wurde laut. Aber als sie an dem Fenster des Münsters vorbeikamen, da wandte einer der Geistlichen den Kopf und gewahrte den jungen Mann, der sie beobachtete. Plötzlich zischten acht Flämmchen auf. Eine bläuliche Wolke schob sich vor den Mond. Aber als die sich verzogen hatte, lag die Plattform so da, wie sie vorhin war. Der Mond überzog die

Türmchen und Spiken des Münsters mit Silber; Silber wob sich über die Blätter der Bäume. Aber von denen, die eben hier gewandelt, redete nicht die leiseste Spur.

Weihnachtstag. Die Lichter des Weihnachtsbaumes in der Fährmannsstube am Ramseerloch waren bereits abgebrannt. Da gewahrte die Frau des Fährmanns einen dunklen Schatten jenseits der Ware, der winskte mit den Armen, als wollte er den Schiffen hinüberufen. In dieser Zeit? Zu dieser Stunde? Da vernahm man auch schon einen Ruf, drei-, viermal. Schweren Herzens band der Fährmann seinen Kahn los und fuhr hinüber. Wie er aber nach dem Gesicht dessen, der die Überfahrt begehrte, forshte, da sah er, daß ein dicker schwarzes Tuch seinen Kopf umhüllte. So, erklärte er ihm, würde er ihn gewiß nicht hinüberfahren. Da sprang der Geselle kurzweg in den Nachen und drückte dem Fährmann die Ruder in die Hand. Die Flut begann zu branden, als der Kahn über sie hinführte. Haushohe Wellen schienen die Brücke, die Häuser einreißen zu wollen. Und das Schiff tanzte, als wollte es jeden Augenblick umstürzen, sich in den Abgrund versinken. Dem Fährmann standen die Haare zu Berg. Noch nie tat er eine solche Fahrt. Unbeweglich saß der verhüllte Mann vorn am Bug. Da warf der Fährmann einen Stock nach ihm: „Du bist an alle dem schuld!“ Was war das? Eine Flamme zischte auf. Wie nach Schwefel begann es zu riechen. Wo aber war der Mann geblieben? — Ein Lichtlein sei noch eine Zeitletzter über einer hohen Welle getanzt, wußte die Frau des Fährmanns, die entsezt vom Fenster aus zuschauten, zu erzählen. Und plötzlich sei es im Gesicht verschwunden.

Am selben Ort und zur selben Zeit sehen gewisse Personen, denen eine Fee eine besondere Sehergabe verliehen oder die unter einem außergewöhnlichen Stern geboren wurden, sieben Lichtlein über die ruhig dahinschließenden Wasser der Ware tanzen. Sie heben und senken sich abwechselnd. Sie huschen umeinander herum, suchen sich zu erhaschen und führen alsdann einen Reigen auf. Da holt die alte Turmuhr zum Mitternachtsschlag aus, ernst warnend. Ein Zuden geht durch die Flämmchen. Jetzt ein lautes, schmerzliches Seufzen. Der zweite Schlag — und verschwunden sind die Lichter. Beguinen seien es, heißt es im Volksmund, die in jungen Jahren wider ihren Willen in das nahgelegene Kloster eingestellt worden seien. In der heiligen Zeit sei ihnen eine kurze Frist gewährt, um sich für einige Augenblicke ihrer geraubten Jugend zu erfreuen.

Die heilige Zeit ruft aber auch die Kindsmörderin an den Ort ihrer Tat, damit sie die Schrecken ihres Verbrechens immer wieder inne werde. Sie erscheint alsdann beim Traumätteli, eine weißverschleierte, junge Frau. Und weithin hört man das Schreien ihres neugeborenen Kindes, das sie, jedes Jahr von neuem, in die Fluten der Ware versinken muß.

Die heiligen Zeiten treiben aber auch so manchen, den das Heimweh sein Leben lang verfolgt, an den Ort seiner Kindheit. Lauflos öffnen sich die Türen eines alten Hauses der innern Stadt und über ihre Schwelle schreitet eine junge Bäuerin in der Tracht vergangener Jahrhunderte. Den Schwefelhut am Arm, durchwandert sie alle Räume, in denen sie ihre Kinderstücke gespielt. Vor einem alten Spiegel bleibt sie stehen und ordnet ihr Haar. „Sie ist wieder da,“ sagen die Bewohner des Hauses, und bemühen sich, ihr nicht in den Weg zu treten. Und wenn sie nochmals durch die Zimmer gegangen ist, dann schließen sich die Türen wiederum lauflos hinter ihr zu und niemand sieht sie vor den nächsten heiligen Zeiten wieder.

Ein alter Herr geht um die Weihnachts- und Neujahrzeit immer denselben Gang, den er in seinem Leben zu tun pflegte: Wenn der Mond sein Licht voll entfaltet hat, tritt er aus einem Pavillon in der Enge heraus und schreitet, den silberbeschlagenen Stock in der Hand, dem Studerstein zu — in derselben Tracht, die er in seinem

Leben getragen: Allongeperücke, Kniehosen, Kokette Schnal- lenfuß. Einst aber begegnete ihm ein Arbeiter auf seinem Weg. Voller Verwunderung blieb der stehen und blickte dem sonderbaren Gebilde nach. „Heh“, konnte er nicht an sich halten ihm nachzurufen. Da stürzten plötzlich aus dem heiterhellen Himmel Wasserfluten auf ihn nieder. Er eilte davon und hinter ihm krachte und donnerte es, wie er es zuvor noch nie gehört.

Zwischen Weihnachten und Neujahr meidet Jeder, das Gebiet des Nügelibodens zu begehen. Der Ritter Nügeli, dessen Harnisch im Landesmuseum steht, wird mit seinem Tross wach. Dann geht ein Heulen und Sausen durch die Luft, das einem die Haare zu Berge stehen macht. Im Erdinnern ertönt ein Poltern, als stürzten Felsblöde über einander. Und plötzlich kommt es dahergesauft mit Mann und Roß. Hui! rufen sie vorüber — zuvorderst der Ritter Nügeli mit seinem ungeheuerlich großen Roß und hinter ihm eine ganze Schwadron Skelett gewordener Pferde, die auf ihrem hohlen Rüden Totengerippe tragen. Eine halbe Stunde währt das Grauen. Dann wird es in den Lüften wieder still. Mit feurigen Augen hätten sie ihn angeblitzt und eines der Gerippe hätte das Schwert nach ihm geschwungen, wußte lange Jahre nach der Begebenheit ein Mann zu erzählen, der das Unglück hatte, dem wilden Heer zu begegnen. Das Haar war ihm in dieser halben Stunde grau geworden und das Entsetzen hatte ihm jahrelang die Sinne gelähmt.

Hedwig Correvon.

„Funken vom Augustfeuer“.*)

Ein Brevier der nationalen Erziehung.

Nur eine Frau von so umfassender Bildung und mit solch hervorragender dichterischer Gestaltungs- und Darstellungskraft, wie Frau Dr. Bleuler-Waser sie besitzt, durfte es wagen, das schwierige Problem der nationalen Erziehung in der Familie in einem Erzählbüchlein aufzurollen und zu lösen versuchen. Der Versuch — sie war dazu vom Bund schweizerischer Frauenvereine aufgefordert worden — ist ihr aufs beste geglückt. Die Art, wie sie in einer unterhaltsamen Geschichte die Methode schildert, die ein gebildetes Elternpaar befolgt, um in seinen Kindern die Heimat- und Vaterlandsliebe und das Verständnis für das Staats- und Volksleben zu wecken und zu fördern, verdient rücksichtlose Bewunderung. Das Büchlein ist so anregend und gehaltvoll, daß jede Mutter, aber auch jeder Vater es mit grohem Gewinn liest. Ganz besonders eignet es sich zum Vorlesen am Familienschiff. Aus seiner Leitüre dürfte sich von selbst der Gesprächsstoff ergeben, der die Anregung zu fruchtbarer Betätigung der Erziehungsmethode weiterführt. Das Büchlein sollte unter keinem Weihnachtsbaum fehlen, wo eine Mutter beschreit werden kann.

Das Nachstehende will eine kleine Stilprobe aus dem Büchlein sein.

Was meint ihr nun, Kinder, hub der Vater nach einem Weilchen an, wollen wir einmal dem Oberhaupt der Staatsfamilie, zu der unsere Kantone sich endlich zusammengefäßt, statt wie früher als eigenwillige Brüder bald da, bald dorthin zu zerren, wollen wir diesem Bundesvater oder Schweizerkönig mal unsere Aufwartung machen? — Nach Bern also, nach Bern! jubelten die größeren Kinder: Und wann? Uebermorgen schon? Juhu!

Wer sich jetzt nicht sofort, ohne das Familienschiff weiter zu gefährden, muckstill nach Hause spiedieren läßt, wird übermorgen gegen zehn Uhr in den Bärengraben gestellt, damit ihn die Muhen Mohres lehren! kommandiert

der Vater, worauf Friedli, allen unerwartet, plötzlich in ein Angstgeschrei ausbricht. — Nicht nach Bern! ich will nicht nach Bern! brüllt er: wo es doch in allen Straßengräben Bären gibt und Kindsfresser hinter den Brunnen! — Woher kommt ihm diese Weisheit? lacht die Tante. — Nachbars Hansli, der Aufschneider, war einmal dort, erklärt Betheli: Der lebt ja immer noch! sucht sie das Brüderlein zu beschwichtigen. — Eigentlich wollte ich Friedli daheimlassen diesmal, meint der Vater, nun aber muß er aufklärungshalber doch mit. Ich möchte nämlich gern, daß ihr alle einen würdigen Begriff bekommt von unserer Bundesstadt, sie ist es wert. — Wenn's nicht schön wäre, dies Bern, hätte man's doch nicht als Bundesstadt ausgelesen! findet Walter, während Gerd noch andere Gründe für diese Wahl anführt. Betheli aber wendet sich mit einem unglaublichen: Schöner als Zürich? nach der Stadt hinab, an deren Gestade nun Lichtlein um Lichtlein aufblitzen, die nur zauberischer wirken als in dieser Zwischenlichtsstunde, wohl weil ihr Schein die scheidenden Farben noch einmal zurückschlägt: das vielfach gefönte Grün der Ufergärten, den Seidenhüller des Wassers, die tiefgoldene Himmelsbläue.

Nicht schöner, aber ebenso schön, nein, ganz anders schön als unser Zürich ist dies alte Bern! meint die Mutter: Gibt's doch keine reizvolleren Gegensätze in unserem darin so überreichen Lande, als gerade diese beiden Städte: Zürich in seiner anmutig belebten Seelandschaft, das sich dem Gemüt so freundlich aufstut und gefällig anschließt mit den heiteren Farben und harmonischen Linien der umgebenden Höhen, die zum fühnen Traum des Hochgebirges sacht hinüberleiten. — Dagegen dann auf jäger Schanze jene eigenwillig getürmte Stadt, die, den ungefästigten Strom in fühltem Bogen um ihren Leib zwingend, den nah gerüdeten Riesenfirmen trozig die Stirne bietet. — Ja, und wenn ihr das heutige Zürich durchwandert, Kinder, fügt der Mutter Schwester hinzu, so ist's eine schmucke neue Stadt mit Luxusgebäuden, zwischen denen hochmoderne Leute herumspazieren, deren Sprachgewirr unser Züridütsch überschnarrt. Vergeblich sucht der alte Zwingli etwas davon aufzuschlappen, aus seinem grünen Schatten an der Wasserkirche hervor das Haupt lauschend erhoben; nur etwa den weiten, manchmal allzuweiten, beweglichen Sinn, die offene Hand seiner Limmatathener möchte er vielleicht wieder erkennen.

Wenn's dagegen dem tapferen Bubenberg einfiele, eines Nachts vom Denkmal herunterzusteigen, die heimlichen Lauen seiner Stadt zu durchwandern, er würde sich innerhalb des Narrebogens wenigstens, noch leidlich zurechtfinden, und, wenn er etwa unversehens mit einem Bürger zusammentreffe, an dessen Schädelhärte kaum etwas auszusehen finden, noch am urtigen: Heitder und Weitder der härndütsch behäbigen Jungs, noch an der ganzen Sorte der heimatbeschränkteren, aber darum desto zähern und stoßkräftigeren Vaterlandsliebe seiner Muhenstädter. — Verkündet ihnen doch nicht zu viel im voraus, ihr weissagenden Schwestern! wehrt der Vater: Selber sehen sollen sie und selber hören! Stellen wir zu diesem Zwecke nun gleich die Tagesordnung fest: Mit dem Frühzug geht's nach der Bundesstadt. Ich besorge meine Geschäfte und du, Mutter? — Ich wandere unterdes mit den Kindern zu den Bä... Bämmern, zwingst du einen ja zu liegen, Friedli, mit deiner Jammermiene! Wenn es aber doch ganz recht- und staatsmäßige, dazu in einem tiefen Graben eingeschlossene Bundesviecher sind, die das verehrliche Publikum bloß dann fressen, wenn es ihnen gegen jede Ordnung auf die Nase plumpst! — Wirklich bloß dann? erfundigt sich der kleine Eidgenoß: Da kann man ja am Ende schon davor sein. Hinunterfallen werde ich einmal nicht! — Sehr weise von dir, anerkennt der Vater: Also, zuerst Vorstellung bei den Muhen, hernach aber . . . beim Schweizerkönig! —

*.) „Funken vom Augustfeuer“. Anregungen von Dr. Hedw. Bleuler-Waser, Verlag A. Francke, Bern.